**Abonnementspreis**
mit der wöchentlich zweimal erscheinenden Unterhaltungs-Beilage „Die Arbeitswelt“ vierteljährlich. Bringerlohn 50 Pf., bei Selbstabholung in der Ausgabestellen 60 Pf. pro Monat. Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste 6962) pro Vierteljahr M. 2.25. Unter Kreuzband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 3 M., für das übrige Ausland 7 M. pro Vierteljahr.

**Redaktion**
Zwingerstraße 22, part.
Sprechstunde
nur Dienstags von 12 bis 1 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1709.

Telegramm-Adresse:
„Arbeiterzeitung Dresden.“

# Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

**Inserate**
werden die 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet und bei mehrmaliger Beziehung Wiederholung wird Rabatt gewährt. Vereinsanzeigen 15 Pf. Inserate müssen aus Spätestens bis 10 Uhr früh in der Expedition abgegeben sein und sind im voraus zu bezahlen.

**Expedition:**
Zwingerstraße 22, part.
Geöffnet von morgens 8 bis abends halb 8 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1709.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.

Nr. 157. | Dresden, Freitag den 11. Juli 1902. | 13. Jahrg.

## Die Steuerzuschläge.

### I.

### Wie die sächsischen Finanzen zerrüttet wurden.

Die Boten des Steueramts hasten jetzt von Haus zu Haus, von Logis zu Logis, um den Bewohnern, allen Steuerzahlern ohne Unterschied, durch einen besonderen Zettel zu eröffnen, daß sie in einer bestimmten, ziemlich kurzen Frist außer dem gewöhnlichen Einkommensteuersatze noch ein Viertel des Betrages mehr in den Steuersäckel abzuführen haben als sonst; im anderen Falle droht die Zwangsvollstreckung. Kopfschüttelnd mag mancher Staatsbürger, der nicht weiß, in welcher Patsche der Finanzminister steckt, den ominösen Zettel betrachten, der ihn in so unangenehmer Weise überrascht hat. Das kann doch nicht möglich sein? Sein Einkommen ist eher kleiner als größer geworden und doch soll er auf einmal 25 Proz. mehr Steuern zahlen! So wird sich mancher fragen und verzweifelt alle Mittel der Reklamation und des Protestes in Bewegung setzen, um gegen die ungerechte Besteuerung vorzugehen. Es wird aber alles nichts nützen. Die Sache ist in schönster Ordnung. Der sächsische Staatsbürger ist eben laut Finanzgesetz verpflichtet, in diesem und dem folgenden Jahre einen Steuerzuschlag von 25 Proz. zu entrichten. Davon hilft ihm kein Gott los, und wenn er diese staatliche Zuvorkommenheit nicht begreifen kann, wenn er sich sperrt, wird ihn der Ausfänger eines Tages nachdrücklich über die Pflichten eines sächsischen Staatsbürgers — Steuern zahlen und Maul halten — aufklären. Du kannst die 5 oder 10 M., die mehr gefordert werden, nicht entbehren, du hast keinen Pfennig übrig? Das glauben wir gerne, aber das Steueramt und der sächsische Staat fragen danach nicht. Hier heißt es schon zahlen oder die Konsequenzen tragen.

Wie viele arme Arbeiter, bedrängte Kleinhandwerker und wohl auch viele kleine Beamte mag es geben, die sich den Steuerzuschlag, der jetzt so plötzlich von ihnen verlangt wird, direkt vom Munde absparen müssen! Und mancher von diesen „kleinen Leuten“ wird, wenn er sich unter Entbehrungen für die Steuerzuschläge abmüht, seufzend und grollend fragen, warum diese Zuschläge, weshalb die neuen Lasten bei den schweren Zeiten?

Ja, warum müssen wir Steuerzuschläge zahlen, das ist die Frage, die jetzt viele beschäftigt, die immer und immer wieder erhoben wird. Die Antwort darauf ist nicht so einfach. Wir müssen das Gewirr unserer zerrütteten Finanzwirtschaft etwas zu lichten suchen, ehe wir deutlich sehen können. Ganz zweifellos ist die direkte Ursache die herrschende Finanznot. Diese aber ist nicht plötzlich wie ein elementares Ereignis hereingebrochen, sondern nach und nach entstanden. Vor 15 Jahren noch waren die sächsischen Finanzen in glänzendem Zustande. Man konnte mit Ueberschüssen aufwarten und diese für die Interessen des Staates verwenden. Seitdem ist es jedoch den Krebsgang gegangen. Es wäre müßiges Beginnen, den genauen Zeitpunkt feststellen zu wollen, wo das Trauern angegangen ist. Nach und nach, unter Umständen, die sich vorerst der öffentlichen Kritik entzogen, hat sich der Pleitegeier eingenistet und sich immer fester gesetzt. Die Einnahmen blieben immer mehr hinter den Ausgaben zurück, so daß trotz aller Gegenmaßnahmen schließlich das Mißverhältnis offen zu Tage trat. Beinahe ein Jahrzehnt hat man den mißlichen Stand unserer Finanzen der Oeffentlichkeit entzogen. Man riskierte die gewagtesten Schiebungen, um den bereits innerlich zerrütteten Finanzen ein blendendes Aeußere zu geben und das Gleichgewicht im Etat aufrecht zu erhalten. Ausgabeposten, die ihrer ganzen Natur nach in den ordentlichen Etat gehörten, wurden in den außerordentlichen Etat eingestellt. Man sagte nicht danach, daß in den außerordentlichen Etat nur größere Bauten produktiver Natur, Bauten, die sich selbst verzinsen, eingestellt werden sollten; man stellte auch Bedarfsbau für Reparaturen, kleine Erweiterungsarbeiten und vor allem auch große Ausgaben für unproduktive Zwecke in den außerordentlichen Etat. Auf diese Weise hatte man z. B. im Jahre 1898 fertig gebracht, daß der außerordentliche Etat auf über 100 Millionen angewachsen war. Durch diese Schiebungen brachte man zwar das „Gleichgewicht“ im dem Etats zustande, eine offene Frage aber blieb, wie die so üppig ins Kraut geschossenen Ausgaben im außerordentlichen Etat gedeckt werden sollten. Es war dafür, außer etwa 10 Millionen Ueberschüssen aus dem mobilen Staatsvermögen, so gut wie nichts vorhanden. Unter solchen Umständen verblieb als einziger Ausweg die Schuldenwirtschaft. Die Ausgaben im außerordentlichen Etat wurden aus den Mitteln der Anleihen gedeckt. Daran wäre nichts Bedenkliches gewesen, wenn man an dem Grundsatze festgehalten hätte, in den außerordentlichen Etat nur Ausgaben für produktive Bauten einzustellen. Da man aber, um die ungünstige Lage der Finanzen wegzuschminken, das Gegenteil gethan hatte, geriet man auf diesem Wege in eine verhängnisvolle Schuldenwirtschaft. Man nahm 100 Millionen und immer wieder 100 Millionen auf und belastete dadurch die laufenden Ausgaben durch die Verzinsung regelmäßig um 3½ Millionen Mark. Auf diese Weise ist man glücklich auf eine Schuldenlast von 1 080 000 000 M. gekommen und man hat dazu eine Verzinsung von 32 Millionen Mark nötig.

Das ist ein Betrag, der ziemlich genau dem entspricht, was bisher durch die Einkommensteuer dem Staate zugeführt wurde.

Unsere Schuldenwirtschaft ist also schon so weit gediehen, daß die Schuldzinsen die bisherigen Erträge der Einkommensteuer vollständig aufzehren. Das ist allerdings der direkte Weg zum Staatsbankrott.

Diese verhängnisvolle Entwickelung unserer Staatsfinanzen legt man jetzt natürlich dem gegangenen trübsten Finanzminister v. Watzdorf zur Last. Ein großer Teil der Schuld entfällt auf diesen Herrn ganz sicher, mehr aber noch auf diejenigen, die den Herrn von einem Hofbeamten zum Finanzminister erhoben und auf einen Posten stellten, dem er nicht gewachsen war. Die hauptsächliche Verantwortung für die Zerrüttung unserer Finanzen tragen indessen die herrschenden Parteien im Landtage, vor allem aber die konservative Klique, die seit Jahren über die Mehrheit in der Zweiten Kammer verfügt. Sie übte seit Jahrzehnten eine beispiellose Herrschaft aus; sie konnte in dieser Zeit allein, ohne jede Hilfe anderer Fraktionen, Beschlüsse herbeiführen und ist jetzt auch in der Lage, ohne jede Unterstützung die Verfassung zu ändern. Die Konservativen üben natürlich auch einen dominierenden Einfluß in den Deputationen aus. Sie wären in der Lage gewesen, die verhängnisvolle Entwickelung zu verhindern und der Versuchungspolitik ein Ende zu machen. Sie verfügten über das gesamte Material oder konnten es von der Regierung einfordern, ja, sie hatten die verdammte Pflicht und Schuldigkeit, jeden Ausgabeposten eingehend zu prüfen, ehe sie ihr Votum abgaben. Sie haben alles geschehen lassen und die bedenklichsten Schiebungen gut geheißen und begünstigt. Sie tragen somit die Hauptschuld an der Zerrüttung der sächsischen Finanzen.

Bei alledem haben sie blindlings darauf los gewirtschaftet. Obwohl die Finanzlage Sachsens durch das maßlose Anwachsen der Ausgaben für Heer und Marine in Gestalt der lawinenartig anschwellenden an das Reich abzuführenden Matrikularbeiträge in hohem Maße geschwächt wurde, hat die konservative Klique nichts weniger als eine weise Sparsamkeit an den Tag gelegt. Derselbe byzantinische Bewilligungseifer, den wir in den letzten Tagen an ihr beobachten konnten, hat sie seit Jahren schon ausgezeichnet. Wohl haben sie in der letzten Zeit aus purer Angst Abstriche an Ausgaben für wichtige und notwendige Kulturaufgaben gemacht und so zum Nachteil der wirtschaftlichen und kulturellen Entwickelung unseres ganzen Vaterlandes „gespart“, dagegen haben sie nicht einmal den Versuch gemacht, ganz unnütze Ausgaben einzuschränken oder ganz zu streichen. So haben die Konservativen im Verein mit den Nationalliberalen Jahr für Jahr die ganz zwecklosen und unnützen 160 000 M. betragenden Ausgaben für auswärtige Gesandtschaften bewilligt, die 40 000 M., die jährlich für die Ordenskanzlei gefordert werden, haben sie immer glatt genehmigt, ebenso die 56 000 M. Zuschuß für das überflüssige und journalistisch wertlose Dresdner Journal. In gleicher Weise hat man sich äußerst freigebig bei den anderthalb Millionen betragenden Zuschüssen für die evangelischen Kirchen, Vermehrung der Polizei usw. gezeigt. Die kurzsichtige Politik hat auch zur Folge gehabt, daß Jahr für Jahr über 1½ Millionen Zuschuß für die Freiberger Bergwerke geleistet werden müssen und die Eisenbahnrente zurückgegangen ist. Besonders freigebig zeigte sich der Landtag gegen die landwirtschaftlichen Genossenschaften, denen man just zu der Zeit 5 Millionen überwies, als man darüber beriet, wie den Arbeitergenossenschaften, den Konsumvereinen, durch eine Umsatzsteuer der Strick gedreht werden könnte. Für den Ausbau des kat. Schlosses bewilligte man 1898 3 Millionen Mark und jetzt müssen wir wieder hören, daß eine Erhöhung der Zivilliste und Apanagen nötig sei, weil die Unterhaltung der Königsschlösser zu viel koste. Ueberall hat sich der finanzzerrüttende konservative Bewilligungseifer mit seinen schädlichen Folgen bemerkbar gemacht.

Wenn der sächsische Finanzkarren jetzt im Morraste der Defizitwirtschaft steckt, wenn Steuerzuschläge nötig sind, so ist das zum größten Teil das Werk der kurzsichtigen und einseitigen Interessenpolitik der konservativen Klique im Landtage.

## Die Fanfare.

**Roman von Fritz Mauthner.**

(35. Fortsetzung.) [Nachdruck verboten.]

### XIV

Richard konnte sich am nächsten Morgen nicht entschließen, seinem Vater eine Mitteilung über das Ereignis zu machen; er suchte nach einem Worte, das seine Gefühle ausgedrückt hätte, und er fand keines. Aber Leontine hatte gleich nach ihrem Erwachen aus einem zufriedenen Schlummer an Wettmann geschrieben, die Heimlichkeiten des Sohnes entschuldigt und um einen Glückwunsch des Vaters gebeten. Gottlieb Wettmann beeilte sich denn auch, seinen Sohn persönlich zu überbringen und mit der schönen Witwe aus diesem Anlaß über Dinge zu reden, die sehr viele und sehr große Zitternden nötig machten. Frau Leontine besann sich gar nicht lange, sich mit einer beträchtlichen Summe an den Wettmannschen Geschäften zu beteiligen.

Das war eine vortreffliche Anlage ihres Geldes, selbst wenn sie Richard dabei ganz außer Augen ließ.

Mittags versuchte Wettmann seinen Sohn durch kleine Neckereien zur offenen Aussprache zu bewegen, aber Richard lenkte jedes Gespräch über seine Herzensangelegenheiten ab; er fürchtete sich, als ob er Versäumtes nachholen wollte, in der Fabrik möglichst viel Arbeit auf, dachte in den Augenblicken der Selbstbesinnung mit einiger Scheu an sein Verhältnis zu Leontine, befand sich aber im übrigen allabendlich in ihrer Gesellschaft recht wohl; die stürmischen Auftritte wiederholten sich zwar nicht, aber um so behaglicher spürte er ihr enges Seidenkleid sein Gewand streifen und ihre weichen Finger die seinen berühren. Sie waren immer nur kurze Zeit allein; wenn Richard kam, saß jedesmal Graf Trienitz noch da, und bevor der Thee gebracht wurde, erschien immer schon Vater Wettmann, wie ihn die Hausfrau jetzt nannte. Zwischen ihr und Richards Vater hatte sich rasch der verwandtschaftliche Ton herausgebildet, doch die zukünftigen Eheleute gingen nicht aus ihrer Zurückhaltung heraus, und beim Abschiednehmen mußte Vater Wettmann jedesmal eilig vorausgehen, damit Frau Leontine von Richard ihren Kuß erhielt. Wenn dieser dann dem jungen Mann einleuchtete und er durch die Berührung erst seiner Leidenschaft für die Braut inne wurde, dann war es zu spät, und Leontine schickte ihn lachend fort, seinem braven Vater nach.

So verging etwa eine Woche oder vierzehn Tage, ohne daß Gottlieb Wettmann der Vertraute seines Sohnes geworden wäre; er war es auch so zufrieden.

Zu Hunderten kamen seit dem 1. Januar täglich die neuen Bestellungen, und auf der Straße wurde die „Fanfare“ um der italienischen Briefe willen in Menge verkauft.

Wettmanns Freude äußerte sich vor allem in neuen großen Plänen; bis zum Herbste sollte die Redaktion nach den Ansichten Richards geändert werden, ein bedeutend vergrößertes Format mußte Gelegenheit geben, mit den verschiedenen Inseratenpreisen ruckweise in die Höhe zu gehen, und eine wohlgeplante Uebersicht über die größeren Berliner Geschäftshäuser, die als nachträgliche Kritik des Weihnachtsmarktes jetzt die schlechten Interenten vornahm, sollte die Handelswelt der Stadt an Wettmann und die „Fanfare“ glauben lehren; doch lange vorher, schon binnen acht Tagen konnte er sein Wort einlösen und seinen Leuten das Fest der zehnten Inseratenseite geben.

Er beratschlagte über diese Frage mit Herrn Pinkus. Wenn man an dem nächsten Sonntage alle Aufträge zahlungsunfähiger Kunden annahm, wenn man ferner diejenigen Inserate, welche nach freiem Ermessen wiederholt werden konnten, großmütig in die wertvollere Sonntagsnummer setzte, so ließ sich plötzlich die zehnte Inseratenseite erreichen. Der Schaden, welchen sich das Blatt durch eine solche Selbsttäuschung zufügte, und die bedeutenden Kosten des Festes waren nicht zu rechnen gegenüber der Reklame, welche das Fest selbst der „Fanfare“ machen mußte.

Allerdings mußte das Fest einem allgemein verständlichen Vorwande zu Liebe gegeben werden, am besten aus einem weltbekannten Anlasse; nur die Altmeister der großen Fanfare und die mächtigsten Interenten selbst sollten wissen, daß es eigentlich ihnen galt.

Der feine Herr Pinkus stand bewundernd vor Wettmann.

„Gott, Sie haben ein großes Herz! Tausende lassen Sie springen, wenn Sie wissen, daß sie wieder zurückspringen! Entschuldigen, verzeihen Sie, Herr Wettmann, ich möchte Ihnen eine Frage machen, welche Sie nicht sollen für was Umgekehrtes halten. Ich weiß, Sie sind stolz darauf, daß Sie nicht von unseren Leuten sind, aber wenn Sie auch von den Aposteln selber abstammen sollten oder was die ältesten Deutschen waren, was weiß ich, Sie haben einen jüdischen Kopf, einen ausgeruhten jüdischen Kopf.“

Wettmann antwortete gar nicht. Pinkus war nicht gerufen worden, um Schmeicheleien zu sagen; er sollte unter der Hand Nachfrage halten, ob die alten Verleger und Redakteure, die „Aristokraten“, Wettmanns Einladung annehmen würden.

„Sie werden annehmen, wenn wir mit der Aktiengesellschaft drohen,“ sagte Pinkus. „Wenn Ihr Plan gelingt, verehrter Herr Wettmann, und das Publikum sich gewöhnt, durch Ihre große Agentur zu inserieren, so haben Sie alle die Aristokraten in der Tasche.“

Der verständige Inseratenagent sollte noch rasch einen letzten Auftrag ausführen, noch heute zu Frau Doktor Bode gehen und neue italienische Briefe Bodes holen; einige Hundertmarkscheine konnte er gleich mitnehmen.

„Den Weg mache ich nicht gerne zum zweitenmale,“ sagte Pinkus kopfschüttelnd. „Es ist ein Jammer mit Frau Doktor Bode, in ihrem Zustande soll sie plötzlich ausziehen. Sie müssen doch Tiffelhof jetzt bauen. Und dann darf man das Geheimnis ihres Mannes ihr nicht verraten.“

„Was für ein Geheimnis?“ fragte Wettmann zerstreut. „Ach so, daß er im Gefängnis sitzt? Die Frau soll wirklich glauben, er sei in Italien? Unsinn! Sie spielt uns Komödie vor, damit sie mehr Geld für ihre Briefe kriegt?“

„Herr Wettmann, versündigen Sie sich nicht!“ sprach Pinkus ernst und hielt die rechte Hand abwehrend von sich. „Die Doktor Bodes sind gute Leute. Sie können sagen, dumme Leute, aber ehrliche Leute. Daß ich mich foppen? Und ich habe ihr doch den einen Brief gelassen, den pikanteren von allen, weil sie mich gerührt hat mit ihrem festen Glauben an ihren Mann.“

Auf einen strengen, fragenden Blick Wettmanns berichtete Pinkus ausführlich über seinen Besuch bei Frau Doktor Bode; er wollte den Verleger überzeugen und schilderte den Kampf um den Brief über Berliner Blaustrümpfe mit um so lebhafteren Farben.

Wettmann hörte schweigend zu, dann stand er auf und sagte ruhig:

„Sie können sich den Weg ersparen, Pinkus, ich gehe selbst hin.“

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19020711/1 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG